

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 14

Artikel: Das Wunder im Bergholz : Roman [Fortsetzung folgt]
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669709>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS WUNDER IM BERGHOLZ

14

ROMAN VON OTTO ZINNIKER

Unfaßbar, unbegreiflich wie ein Traum im Traume lachte der klare Augustmorgen vor dem zerbrochenen Hüttenfenster. Eine Minute lang dämmerte Melchior noch zwischen Schlaf und Wachsein, zwischen Traum und Wirklichkeit, unfähig, einen Gedanken zu denken, unfähig, den Kopf zu bewegen, unfähig, an das Leben zu glauben. Die Gewißheit des baldigen Todes ließ sich Zeit, den Druck zu lindern und sich von dannen zu heben, so wie sich eine Hand Zeit läßt, sich aus der eines Freundes zu lösen. Doch nach und nach lockerten sich die Ketten, nach und nach fühlte er das Strömen des Blutes und hörte er Gesang dort innen, nach und nach kehrte er vom äußersten Rande der Welt ins strahlende Wunder des Daseins zurück.

Er trat aus seinem Schlupfwinkel heraus, rieb sich die Augen und atmete tief und glücklich auf. Er grüßte den jungen Tag, die funkelnden Firne und Zinnen im Morgenlicht. O, wie schön war das! Schöner als alles, was er bis jetzt an Herrlichem empfangen hatte. Es war ein Himmelsgeschenk, es war eine Gnade, daß stehen zu dürfen, die Glieder zu recken und zu wissen: ich bin gesund und lebe noch, lebe nach menschlicher Voraussicht vielleicht noch Jahre und Jahrzehnte. Wie schön war es, unverfehrt wieder vorzufinden, was er verloren geglaubt, die Kraft zusammenzuraffen und sich zu geloben, keine einzige Stunde mehr an lähmendes Grübeln zu verschwenden.

Melchior Anderegg's Sterbetraum, der fortan vor ihm hinließ wie eine Tierspur im Neuschnee, löschte alles Schmerzliche aus, versöhnte ihn mit seinem Schicksal und erfüllte ihn mit dem Glauben, daß Gottes Fügungen doch immer das Weiseste sind. Vieles hatte er verloren, vieles war ihm in Trümmer gegangen, vieles

war ihm genommen worden, aber das eine blieb und durchströmte ihn stärker als je: der Wille, nochmals von vorn zu beginnen und nochmals Schöpferwonne bis auf den Grund des Kelches auszu kosten. Ja, er wollte sich Mühe geben und sich des großen Wunders würdig zeigen. Mit noch innigerer Liebe und Hingabe als bisher wollte er die Arbeit wieder aufnehmen, das zerstörte Werk von neuem und noch besser gestalten, um Himmel und Erde zu loben und einigen Menschen einen kleinen Trost in ihren Leiden zu spenden.

Melchior Anderegg ging aus dem qualvollen Traum lebendiger und frischer hervor, als er jemals aus einem Schlaf erwachte, so wie man nach überstandener Krankheit gesünder ist als vorher.

*

Ein milder Tag wanderte über die Berge, der Wind strich leis um die Hütte, die Steinplatten vor der Tür erwärmten sich, und die Sonne lockte ein letztes zages Flimmern aus den Schutthalde des Hochälchens. Anderegg schlug den Weg nach einem der nahen Gratrücken ein, stieg gemächlich über eine Rippe empor, blieb in einer Einstellung stehen und sah sich um. Er schaute in eine völlig neue Welt, in eine Galerie von Viertausendern, die er nicht einmal alle dem Namen nach kannte. Gerade gegenüber wuchtete das Grubenhorn auf, ein Riesenbau, ein viel zu stolzer Wächter für das vergessene, entlegene Gebiet. Vom Fuß seiner Ostwand schien es in endlose Höhe zu gehen, durch ein wildes Gewirr von Klippen, Nischen und Rissen, in denen noch Altschnee klebte und das Grauen horstete. In tiefen Steinschlagrinnen trat in schwarzer Streifung das bloße Eis zutage.

Aus der Weite kehrte Melchiors Auge in die Nähe zurück, folgte den Platten schüssen seines Grates zur Tiefe, ruhte aus auf dem Geröll und den grünen Strichen des friedsam hingebetteten Tälchens. Plötzlich kam ihm ein seltsamer Gedanke: Es ist merkwürdig, daß der Mensch durch die Berge, die doch so vergänglich sind wie er, über sich selber hinausgehoben und nach dem Ewigen ausgerichtet wird. Überall ist ein einziges Fallen, in der Wand, im Eis und im Stein, die alle zur Tiefe gleiten, und doch waltet ein großes Empor in der Landschaft. Die Berge beruhigen unsere Ruhe, erregen unsere Erregung und bringen uns die Lösung innerster Zwiespalte. Aber nie kommen die Berge auf uns zu, nie kommen sie uns entgegen; wir müssen zu ihnen hingehen, an sie hinantreten, uns an ihnen messen, und da geschieht es, daß wir nach langem Suchen uns selbst begegnen, daß wir vor uns selber stehen und mit sehenden Augen uns selber sehen.

Aus diesen Gedanken wurde Melchior plötzlich aufgeschreckt. Es war ihm, als ob er vom Grubenhorn her ein Poltern wie von Steinschlag gehört habe. Er beugte sich gegen den Wind, der seit einer Weile über den Grat blies, und suchte mit den Blicken die Bergwand ab. Auf einmal gewahrte er auf einem Schneeband zwei dunkle Punkte, die sich rückweise überrollten und liegen blieben. Er starrte lange darauf hin und wunderte sich, sie nicht schon eher wahrgenommen zu haben. Beunruhigt stieg er zur Hütte ab, hob den Feldstecher an die Augen und erkannte in den beiden Flecken deutlich zwei menschliche Körper, die sich nicht mehr von der Stelle rührten.

Dieser Tag und die anschließende Nacht wurden für Melchior furchtbar und unvergeßlich. Er überlegte, was besser sei, drunter im Dorf eine Bergungskolonne aufzubieten oder sofort ihnen Hilfe zu bringen, wenn sie noch Hilfe brauchen könnten. Er entschied sich für das Letztere, ohne genau zu wissen, weshalb. Ungefährmäßt füllte er den vom Morgen stehengebliebenen Tee in die Feldflasche, steckte Verbandzeug und Eßbares in die Taschen und schnürte die einzige abgenutzte Wolldecke zuoberst auf den Rucksack. Für den Fall, daß während seiner Ab-

wesenheit jemand in der Schutzhütte vorbeikommen würde, beschwerte er einen Zettel mit den nötigen Hinweisen auf dem Tischplatt. Dann machte er sich auf den Weg.

Um die Mittagsstunde stieg er nach Umgehung des klaffenden Berggrundes in die Steilwand des Grubenhorns ein und strebte auf eine scharf ausgeprägte Felsrippe zu, die ihn zur Unglücksstätte führen mußte.

Anfänglich ging alles gut, und Melchior fühlte sich merkwürdig leicht. Hundert Meter über dem Einstieg lag ein gewaltiger Block auf dem Kamm. Wie er mit dem einen Fuß darauf stand und weiter spähte, geriet der Quader ins Rutschen. Melchior sprang auf den nächsten Tritt. Eine Stein- und Eislawine donnerte zum Grubengletscher hinab. War das die Begrüßung? War das der Empfang?

Mit spielernder Behendigkeit stemmte er sich von Leiste zu Leiste. Der Grat verlief nicht mehr in gerader Linie aufwärts, sondern krümmte und wand sich wie der Schweif eines erzürnten Tieres. Melchior wähnte sich bald an seinem Ende, aber immer neue Überraschungen schoben sich ihm entgegen: ein schlanker Turm, über den er senkrecht hinauf und auf der andern Seite wieder hinunter mußte; ein überhängender Abbruch, den er behutsam in der Flanke zu umgehen hatte. Überall lag Schutt, und mancher Griff blieb in der Hand. Allmählich nahm die Steilheit zu, unmerklich wurde die Rippe schmäler und schärfer. Die Sonne brannte heiß auf die Felsen und verleitete Melchior zum einzigen größeren Halt von zehn Minuten.

Nachher klopfte er wieder empor, immer höher, immer höher. Nach vorsichtiger Schätzung hatte er jetzt etwa noch ein Drittel der Wand zu durchsteigen. Aber auf einmal rann ein kalter Schauer über seinen Rücken: der Kamm, der es ihm ermöglicht hatte, so weit zu kommen, hörte unvermittelt auf, und der Rest des Weges bestand in schroffen Gesteinsbuckeln, die da und dort in Klareis starrten. Die Ermattung wollte ihn befallen, aber er behielt sich in der Gewalt. Um ihn fauchte der Wind, rüttelte und zerrte ungestüm an seinem Gewand. Die Sonne wanderte langsam nach Westen.

Das schwierigste Hindernis war ein glatter, griffloser Felswulst. Auf den ersten Blick schien es Melchior ausgeschlossen, hier hinaufzukommen. Er stand ratlos am Berg und bedachte den Rückzug. Da entdeckte er einen engen Riß, der von oben in der Mitte schräg nach unten verlief. Er zwang die Finger der rechten Hand in den Spalt, während die Linke unter Ausnutzung der Unebenheiten der Wand nachholf. Er zerriß sich die Nägel, die Haut schrammte ab, so daß jeder Fußbreit, den er sich erstritt, mit Blut beschrieben wurde. Als er sich mit klopfenden Pulsen um die Buckelfalte schmiegte, wurde ihm leicht schwindlig, und sekundenlang wirbelten feurige Kreise vor seinen Augen. Aber hinauf mußte er, hinauf zu der Stelle, wo die zwei Menschen lagen; kein Preis war zu hoch, ihnen Hilfe zu bringen. Der Nachmittag rückte vor, und Melchior mußte sich beeilen.

Abgerissene Bilder jagten durch sein Hirn. Flüchtig erinnerte er sich des niedergebrannten Hauses im Unterdorf, des toten Meisters, der zerstörten Plastik. Die trostige Lust packte ihn, über den Haß der Dorfgenossen, über die Faustschläge des Schickals hinauszutwachsen. Der Traum der letzten Nacht fiel ihm ein, und eine weiche Sehnsucht nach der Helligkeit des geschenkten Lebens erfüllte für einen Augenblick seinen Sinn. Ihm mußte der heftigste, der unter allen der Stärkste war, der ihn aus der Vision des Sterbens exlöst hatte.

Melchior kämpfte und mühte sich. Er kam einen halben Meter vorwärts, glitt manchmal einen halben Meter zurück; er flehte und fluchte innerlich, verlor den Halt und hing an der Wand, die blutigen Hände noch blutiger schindend. Aber es ging aufwärts, langsam und rückweise, über loses Gestein, über Schneeflecken und Gendarmen, über Firschen und durch Scharten. Ungeheure Aussicht sagten ihm, wie winzig klein und allein er zwischen Himmel und Erde hing. Durch eine schmale Rinne, einen mit Schutt und Blöcken überschütteten Absatz und durch ein schluchtartiges Kamin gewann er noch einmal beträchtliche Höhe. Die Sonne sank hinter die Berge hinab, und kalter Schneehauch wehte ihm entgegen.

Da hörte Melchior einen menschlichen Laut, eine menschliche Stimme. Er vermochte nicht zu unterscheiden, ob der Ruf aus der Nähe oder aus der Ferne kam, aber er gab Antwort:

„Hallo — Hilfe ist da!“

Schweigen. Grabeschweigen.

Melchior kletterte auf einen Ausguck, trichterte die Hände vor dem Mund, rief wieder und wieder. Umsonst. Es war nichts. Nur ein Wässerlein kluckerte unter dem Geröll. Die Furcht, die beiden Verunglückten so nahe am Ziel nicht zu finden, durchfror ihn wie einen Fieberfranken.

Doch plötzlich vernahm er deutlich wieder einen menschlichen Laut, schwächer als vorhin, in ein Wimmern zusammengebrochen. Da ging er auf dieses Wimmern zu, das nicht näher kam, das nur da war, zitternd und todesbang. Bei jedem zweiten Schritt fiel er zu Boden, blieb auch wohl eine Minute liegen, richtete sich wieder auf.

*

Um die vierte Nachmittagsstunde erreichte Melchior das Schneeband, auf dem die beiden Verunglückten festsaßen. Es war nur noch einer am Leben, ein junger Bursche mit blutverkrustetem Kopf, der sich hilflos ins Seil verwickelt hatte. Die zur Unkenntlichkeit zerschmetterte Leiche des Kameraden lag einige Meter daneben und bot einen entsetzlichen Anblick. Melchior kniete zu dem Stöhnenden nieder. Das fast noch knabenhafte Gesicht war vom Schmerz verzerrt, der ausgetrocknete, lechzende Mund mit den schönen, unverbrauchten Zähnen war weit geöffnet.

Melchior schob ihm die Wolldecke unter das Haupt, träufelte ihm Tee ein, holte Schmelzwasser in einem Becher, befeuchtete ihm die Stirn, wusch und verband ihm die Wunde. Der Leidende kam nach und nach zu sich, begehrte noch mehr zu trinken, noch viel mehr, und versuchte sich aufzustützen. Seine verschwollenen Augen waren staunend auf Melchior gerichtet.

Anderegg wurde immer feierlicher zumute, je länger er sich um den jungen Menschen sorgte. Die verschwollenen, aufgesprungenen Lippen flüsterten etwas, das er nicht zu verstehen ver-



In Erwartung der kommenden Gäste

mochte; aber die hingehauchten Worte berührten ihn wie die Wärmewelle das reifende Lehrenfeld. Der Himmel rötete sich im Sonnenuntergang, und die Berge warfen riesige Schatten. Melchior spürte angefischt der bevorstehenden schweren Arbeit jene Kraft in sich wachsen, die zuweilen einen Mann dazu bringen kann, gegen das Unmögliche aufzustehen.

Noch wartete er eine Weile. Dann durchschnitt er das Seil, das die Bergsteiger in Leben und Tod immer noch miteinander verknüpfte, zog den Erfallenen einige Meter hinunter,bettete ihn in eine Felsnische und machte die Unglücksstelle durch einen Steinmann kenntlich. Dann führte er zu dem Lebenden zurück, hob ihn empor und streifte ihm die Rucksackriemen von den Schultern.

„Das lassen wir vorläufig hier, wir aber gehen jetzt dort hinunter“, sagte er.

„Wo ist denn mein Freund?“ fragte der andere zu wiederholten Malen.

„Wissen Sie denn nicht, was sich zugetragen hat? Er ist tot?“

In der seelischen und körperlichen Erschütterung, die Melchiors Antwort in ihm bewirkte, sackte der Jüngling zusammen und wies mit Mienen und heftigen Gebärden jegliche Hilfe von sich. Am liebsten hätte er liegen bleiben und sterben mögen. Melchior aber hielt ihn fest

wie der Vater seinen franken Sohn, richtete ihn auf, hieß ihn auf eigenen Füßen stehen, drückte ihm den Gispickel in die Hand und wand sich das abgetrennte Seilende um die Brust.

Um einbrechenden Abend tastete Melchior voraus, und der vom Blutverlust Geschwächte folgte ihm langsam nach. Streckenweise entfiel ihm das Bewußtsein, er tappte zuweilen ins Leere, strauchelte dann und wann, hob sich unter Melchiors Beistand wieder auf, besessen von wirren Bildern und Phantasien.

In der wachsenden Finsternis zündete Anderegg die Laterne an, streckte den Arm nach dem Gefährten aus und beleuchtete jeden Griff und Tritt. Von jetzt an gingen sie eng aufgeschlossen. Ein Wetterleuchten zuckte über eine ferne Wolkenbank, und über dem Grubenhorn blinkte schüchtern ein Sternbild auf. Das gefährlichste Stück bildete die Ueberwindung der glatten Gesteinsbuckel. Der Jüngling grinste verständnislos und weigerte sich, noch einen einzigen Schritt vorwärts zu tun. Es erschien ihm sinnlos, so viel für dieses bisschen Leben zu bezahlen. Doch Melchior packte ihn am Nacken und stieß ihn, während er mit der andern Faust das Seil hielt, ins Ungewisse hinaus. Denn hinunter mußten sie, und wenn es mit des Teufels Gewalt geschehen sollte.

(Fortsetzung folgt)

F R Ü H B L U M E N

Blumengesichtlein
an Mauer und Hang,
brennend wie Lichtlein
die Wege entlang.

Zier auf dem Hute,
Schmuck an der Brust.
Lenz braust im Blute,
pochend vor Lust.

Schauern noch Winde.
Kahl steht der Dorn.
Spätlingsgesinde
schläft noch am Born.

Frühblumenlichtlein
eröffnen den Gang,
glühn wie Gesichtlein
die Wege entlang.

J a c o b H e s s